

Impulsreferat Aussprachesynode 2010

Von der Struktur zur Substanz:

Die reformierten Kirchen stehen vor einem spirituellen Aufbruch

1. Maria und Martha:

Der betenden Glaube und der tätige Glaube

Lukas 10,38-42: Maria und Martha

Als sie weiterzogen, kam Jesus in ein Dorf, und eine Frau mit Namen Martha nahm ihn auf. 39 Und diese hatte eine Schwester mit Namen Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu. 40 Martha aber war ganz mit der Bewirtung beschäftigt. Sie kam nun zu ihm und sagte: Herr, kümmerst es dich nicht, dass meine Schwester die Bewirtung mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie solle mir zur Hand gehen. 41 Der Herr aber antwortete ihr: Martha, Martha, du sorgst und mühst dich um vieles; 42 doch eines ist nötig: Maria hat das gute Teil erwählt; das soll ihr nicht genommen werden.

Zwei Herzen schlagen in des Menschen Brust.

Man findet in jeder Person Gegensatzpaare, einander entgegengesetzte Prinzipien: Selbstbestimmtheit und sich führen lassen.

Das Streben nach Grossem und die Freude am Kleinen.

Leib und Seele.

Vorsicht und Risikobereitschaft.

So lauten ein paar davon.

Und das besondere dieser Gegensatzpaare ist,

dass beide Prinzipien da sind,

dass sie gleichzeitig da sind,

dass beide ihr Recht haben,

beide zu ihrer Zeit nützlich sind,

und beide auch Momente haben, an denen sie uns hinderlich sind.

Zwei Herzen schlagen in der christlichen Brust:

das Gebet und die Tat,

die stille Besinnung und das frische Anpacken,

das geistlich Visionäre und das handfest Konkrete,

der Blick zum Himmel und das Gestalten der Welt.

Diese Herzen schlagen in der Brust des Einzelnen,

aber auch im Kollektiv, in der christlichen Gemeinschaft.

Im Lukasevangelium trägt dieses Gegensatzpaar Namen:

Maria und Martha.

Paulus bringt es zum Ausdruck mit dem Satz: „Wir haben diesen Schatz in irdenen Gefäßen“.

Im Mönchtum des frühen Mittelalters sprach man von *ora et labora*, bete und arbeite, in der Mystik des späten Mittelalters von *vita activa* und *vita contemplativa*.

Die Reformatoren sprachen von der sichtbaren und von der unsichtbaren Kirche.

Und ein Stück weit nimmt auch der St. Galler Kirchenslogan „Nahe bei Gott, nahe bei den Menschen“ diese zwei Aspekte des Christentums auf.

Aber nochmals zurück zu den Anfängen, zum Lukasevangelium:

Die Geschichte von Maria und Martha zeigt an, dass sich das Christentum schon seit seinen frühesten Anfängen bewusst ist, dass die christliche Existenz beide Seiten hat, die der Tat und die des Gebetes, und dass diese beiden Seiten zusammengehören. Die Bedeutsamkeit und die Zuordnung dieser beiden Schwerpunkte werden im Aufbau des Lukasevangeliums verdeutlicht. Die Geschichte von Maria und Martha liegt nämlich an einer besonderen Stellen im Lukasevangelium: zuvor wird das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt, wo es um die Wichtigkeit der tätigen Nächstenliebe geht (Lukas 10,25-37). Und nach der Maria und Martha-Erzählung geht es um das Thema des Gebetes, und Jesus lehrt die Jünger das Unser Vater (Lukas 11,1-13). Auch bei Lukas schlagen zwei Herzen in der Brust: eines für das aktive, helfende Christsein, das anpackt. Das andere für das hörende, betende Christsein, dass die Hände faltet zum Gebet. Und die Geschichte von Maria und Martha bildet sozusagen die Schnittmenge – dort überlappen sich die beiden Prinzipien.

Die Verbundenheit der beiden Prinzipien verdeutlicht Lukas mit einem speziellen Erzählmotiv: Maria und Martha sind Schwestern. Verwandtschaftsbeziehungen sind unauflösbar, unkündbar Die Schwestern Maria und Martha gehören zusammen– Handeln aus dem Glauben und Beten im Glauben sind nicht zu separieren.

Im 20. Jahrhundert hat Karl Barth (1886-1968) sich intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, was Kirche ist, unter welchen Bedingungen sich der Glaube in Gemeinschaft entfaltet. Und er kommt, mit anderen Worten, zu einer ähnlichen Einsicht wie das Lukasevangelium:

Die Kirche ist Geschöpf des Wortes Gottes und insofern ganz geistlich. Die Kirche ist Gebilde von Menschen und insofern ganz irdisch. Gott hat es gefallen, sein ewiges Wort in die menschlich-vergänglichen Gemeinschaftsformen hineinzugeben [...]. In dieser Dialektik lebt die Kirche bis zur Wiederkunft des Herrn.

In den Organisationsformen der reformierten Kirchen findet die Verbundenheit von geistlicher und irdischer Dimension der Kirche ihre Entsprechung im Modell der partnerschaft-

lichen Leitung: Theologen und Nicht-Theologen leiten gemeinsam die Gemeinde und die Kantonalkirche. Sie bilden ein Gremium, das über geistlich-theologische Fragen ebenso Entscheide fällt wie über irdisch-infrastrukturelle Projekte.

2. Die Möglichkeiten und Grenzen der strukturorientierten Gemeindeentwicklung

Welche Konsequenzen hat das irdisch-geistliche Kirchenverständnis für die Frage nach der Gemeindeentwicklung?.

Oben ist uns bereits das Zitat Karl Barth begegnet:

Die Kirche ist Geschöpf des Wortes Gottes und insofern ganz geistlich. Die Kirche ist Gebilde von Menschen und insofern ganz irdisch.

Was heisst das nun konkret, auf die Situation unserer Kirchen bezogen? Man kann es so sagen:

Eine Kirchgemeinde ist ein Unternehmen.

Eine Kirchgemeinde ist eine Behörde.

Eine Kirchgemeinde ist eine Glaubensgemeinschaft.

Jede diese Aussagen hat ihre Berechtigung. Eine Kirche ist eine Organisation, in der sich viele Aspekte eines Non-Profit-Unternehmens zeigen. Zugleich hat die Kirche in ihrer rechtlichen Grundlagen und ihrer gesellschaftlichen Funktion eine Rolle, die derjenigen einer staatlichen Behörde entspricht. Und die Kirche ist eine Gemeinschaft, deren Mittelpunkt der christliche Glauben ist.

Der Schwerpunkt der kirchlichen Selbstdefinition in den vergangenen Jahrzehnten lag klar im ökonomisch-behördlichen Bereich. Mit der „empirischen Wende“ in den 1970er-Jahren wurde die Kirche vermehrt von ihrem „Handeln“ her beurteilt, also unter dem Gesichtspunkt ihrer gesellschaftlichen Funktionalität. Ab den 1990er-Jahren wurde dieser Trend verstärkt und auf eine andere Ebene geführt. Parallel zum New Public Management in staatlichen Behörden verstehen sich auch Kantonalkirchen und Kirchgemeinden als Dienstleister und verwenden die entsprechenden Begriffe: Man spricht von „service public“, von „Gefässen“, von „Angeboten“, und aus Gemeindegliedern wurden „Kunden“ oder „Klienten“. Zudem hat man – auch hier parallel zu behördlichen Initiativen – strukturelle Reformen angepackt: man organisiert effizientere Formen der Zusammenarbeit, baut Leistungsangebote aus.

Man kann sagen: Martha hat das Zepter in der Kirche übernommen. Das Selbstwertgefühl der Kirche orientiert sich stark ihrer Nützlichkeit und von ihrem Leistungsauftrag her.

Die einseitige Akzentuierung der irdischen Aspekte der Kirche, der Martha-Aspekte, hat ihre Schwierigkeiten, von denen ich zwei hervorheben möchte.

1) Die Wahrnehmung der Kirche als einer behördlichen Dienstleisterin übersieht etwas Grundlegendes. Nach evangelischem Verständnis ist es nicht die Kirche, die Leistungen erbringt, sondern Gott: Gott hört, Gott spricht, Gott hilft, Gott heilt. Die Kirche ist somit nicht Leistungserbringerin, sondern sie ist Leistungsempfängerin und – unter günstigen Umständen – Leistungsvermittlerin.

2) Eine an wirtschaftlich-behördlichen Massstäben orientierte Wahrnehmung der Kirche hat blinde Flecken. Sie hat die Tendenz, wichtige Aspekte der Kirche auszublenden, nicht wahrzunehmen.

Zur Erläuterung dieser Feststellung muss ich etwas ausholen.

Im Personalwesen unterscheidet man zwischen „hard skills“ und „soft skills“.

Als hard skills, als harte Kompetenzen, bezeichnet man die überprüfbare berufliche Sach- und Fachkenntnis, die sich mit Abschlüssen und Zertifikaten nachweisen lässt.

Und daneben gibt es die soft skills, die weichen Kompetenzen, also die sozialen Kompetenzen eines Bewerbers, seine Kommunikationsfähigkeit, seine Persönlichkeit.

Die Unterscheidung von Hard Skills und Soft Skills lässt sich auf Körperschaften, z.B.

Firmen, Vereinigungen oder eben Kirchengemeinden übertragen: Ihre harten, messbaren Beurteilungsfaktoren sind Finanzkraft, Infrastruktur, Personalbestand und Grösse. Weiche Faktoren sind Glaubwürdigkeit, Nähe, Begleitung, Begegnung, Relevanz, Partizipation, persönliche Betreuung.

Wir durchlaufen im Moment eine Phase, indem viele Einrichtungen und Institutionen fast ausschliesslich auf Grund ihrer harten Qualitäten, also bezüglich finanzieller Leistungsfähigkeit, Grösse oder Umfang der Infrastruktur beurteilt werden. Diese ist besonders im Schulwesen, in der Landwirtschaft, aber auch Gesundheitswesen der Fall. Es sind auch immer dieselben „Opfer“, die bei dieser Betrachtungsweise schlecht wegkommen. Es sind die ländlichen Gemeinden und Regionen. Die herausragenden weichen Qualitäten von Institutionen und Einrichtungen in dieser Gegend werden dabei kaum oder ungenügend gewürdigt.

Bei der Beurteilung der Stärken und Schwächen von Kirchengemeinden sind deshalb harte und weiche Faktoren zu berücksichtigen. Es kann sein, dass eine Gemeinde finanzschwach und wenige Mitglieder hat – aber sie hat vielleicht ganz ausgezeichnete „weiche“ Qualitäten, z.B. einen hohen Partizipationsgrad ihrer Mitglieder, oder eine hohe Relevanz innerhalb der Ortschaft. Und wir können umgekehrt auf Gemeinden treffen, die finanziell und infrastrukturell hervorragend dastehen, aber Probleme damit haben, dass ihre Angebote von den Mitgliedern der Kirchengemeinde kaum wahrgenommen werden, oder die einen sehr schwachen Kirchenbesuch haben.

Fazit:

- Gemeindeentwicklung soll den Ausbau und die Stärkung von „hard skills“ UND „soft skills“ fördern.

Es gibt Kirchgemeinden mit Schwächen in den weichen Faktoren, andere mit Schwächen in den harten Faktoren. Für beide Szenarien sollte ein Konzept zur Gemeindeentwicklung vorliegen.

- In der Diskussion um die Kirchenfusionen ist darauf zu achten, dass man nicht dieselben Fehler wie die politischen Behörden oder privatwirtschaftliche Grosskonzerne macht. Die Qualitäten der kleinen und ländlichen Gemeinden sind zu würdigen, insbesondere die hohe Relevanz, die sie in ihren Regionen haben, und der hohe Partizipationsgrad. Sie sind nicht einfach nur eine Last oder Almosenempfänger, sondern haben Eigenschaften, die für eine lebendige Kirchgemeinde unabdingbar sind.

- Kirchenfusionen sind eine Möglichkeit der Gemeindeentwicklung. Strukturen, auch lieb-gewonnene, altbewährte kirchliche Strukturen, sind nicht unantastbar. Strukturelle Veränderungen können einer Gemeinde gut tun und ihr Impulse verleihen.

- Kirchenfusionen sind EINE Möglichkeit der Gemeindeentwicklung neben vielen anderen. Strukturelle Stabilität allein schafft keine kirchliche Vitalität. Martha braucht Maria.

3. Die Notwendigkeit der spirituellen Gemeinde- und Kirchenentwicklung

Das New-Public-Management-Denken innerhalb der Kirche hat seine Grenzen erreicht. Es entspricht einer gewissen Logik, dass das Pendel nun in die andere Richtung schwingt. Man hat entdeckt, dass Martha eine Schwester hat, Maria. Auf die empirische Wende folgt die spirituelle Wende.

Erste Kennzeichen für einen Trendwechsel in der Gemeindeentwicklung ist die 2006 erschienene Impulspapier „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert“ der EKD. Dort wird in der Einleitung festgestellt: *„Entscheidend für die zukünftige Entwicklung der Kirche ist die Frage, inwieweit es ihr gelingt, den Glauben an die nächste Generation zu vermitteln.“*

Ich bin davon überzeugt, dass eine Gemeindeentwicklung notwendig ist, die in erster Linie die Gemeinde und die Kantonalkirche Kirche als Glaubensgemeinschaft stärkt und Glaubensfragen in den Mittelpunkt stellt.

Warum ist primär ein spiritueller Ansatz in der Gemeindeentwicklung notwendig?

Zum einen, wenn man in das Umfeld der Kirchen schaut.

1) Sie haben sicher von der Studie gehört, dass die Landeskirchen, vor allem auch die evangelischen Landeskirchen immer mehr Mitglieder verlieren. Es ist immer gut, wenn

von oben Studien kommen, die uns sagen, was man in den Kirchgemeinden schon lange weiss. Nun ist aber so, dass die Menschen, die aus der Kirche austreten, nicht in eine andere Glaubensgemeinschaft eintreten. Es ist auch nicht so, dass irgendeine andere Religion oder Ideologie die Lücke füllen würde. Es herrscht ein religiöser Analphabetismus. Daher sind zwar die Mitgliedzahlen der Kirchen rückläufig, aber nicht die Anforderungen an die Kirchen: Sie werden kontaktiert, wenn es um Sinnfragen geht. Sie werden in Anspruch genommen, wenn es um Erziehung, Paarbeziehungen, Sterben und Tod, als über all dort, wo es um geistliche Begleitung und Orientierung geht. Was mich in dieser Beobachtung bestärkt, sind die Erfahrungen die ich als Universitätspfarrer mache: sicher ist die HSG nicht bekannt als die gottesfürchtige, fromme Institution. Und zugleich merke ich, wie Universitätsangehörige aller Stufen mit Glaubensfragen zu mir kommen, wie sie nach Orientierung suchen und dabei gerade den christlichen Glauben als wichtige Grundlage erleben.

2) Ein weiterer Faktor ist die zunehmende Technologisierung unserer Lebenswelt: Es stimmt schon, die Kontakte sind weltweit, laufen über Mails und Chats, unsere Lebenswelten werden immer internationaler. Die Möglichkeiten des Konsums und der Kommunikation sind grenzenlos. Und nun passiert etwas ganz unerwartetes: dass Menschen, die voll und ganz in dieser durchtechnisierten Lebenswelt zu Hause sind, sich nach etwas anderem sehnen, man sucht Nähe, Unmittelbarkeit, Geborgenheit, Heimat, Stabilität. Es mag sein, dass man die Uhr auf Ebay ersteigert – und zugleich die Eier auf dem Bauernhof kauft. Man spielt in der Nacht Online-Poker – und sucht am Nachmittag den Frieden im Bergbeizli. Und gerade hier haben Kirchgemeinden ihre grosse Stärke: im Zeitalter, wo alles online läuft, wo jede Behörde und jedes Geschäft den direkten Kundenkontakt immer mehr abbaut, ist die Kirche erfrischend altmodisch und erfrischend anders: Sie bietet Nähe, Gemeinschaft, Begegnung, dauerhafte persönliche Begleitung.

Die Stärkung der Kirche als Glaubensgemeinschaft scheint mir auch wichtig zu sein, wenn ich in die Kirche und die Kirchgemeinden hinein blicke, also auf im Hinblick auf die innere Verfassung der Kirche.

3) Mir kommt da die Synode vom letzten Sommer in den Sinn, als es um den Verkaufsentscheid von Wartensee ging. Da hat eine Synodalin die Beobachtung gemacht, dass es auf der Website von Wartensee keinen Hinweis auf den kirchlichen und damit christlichen Bezug dieses Hauses gab. Stattdessen wird man darüber informiert, dass Wartensee mit dem Brandschutz-Zertifikat M 04513 ausgerüstet ist.

Das hat auch mir zu denken gegeben. Ist das nicht irgendwie symptomatisch? Die Kantonalkirche und die Kirchgemeinden leisten so vieles, es gibt so viele Angebote und Aktivitäten. Besteht da nicht die Gefahr, dass man von lauter Tun vergisst, weshalb man es tut? Ist das vielleicht mit ein Grund, weshalb es gerade auch bei kirchlichen Mitarbeitern,

Angestellten und Freiwilligen, zu Burnouts kommt? Mir scheint, als würde bei aller besinnungsloser Geschäftigkeit die Besinnung auf der Strecke bleiben. Dabei wäre doch gerade Besinnung etwas, was wir als Kirche besonders gut beherrschen müssten. Oder anders gesagt: Wir sind nicht glaubwürdig, wenn wir in unseren eigenen Angelegenheiten so agieren, also gäbe es keinen Gott.

4) Ein weiterer Grund, weshalb ich hier den Glauben ins Zentrum der Gemeindeentwicklung stelle, ist ein ganz pragmatischer: es ist das einzige, was funktioniert. Man kann die Kirchengeschichte durchgehen von unten nach oben und retour: Kirchliche Aufbrüche kamen nie mit Strukturreformen oder Fusionen zustande. Sondern es waren immer geistliche Aufbrüche. Und wenn wir in der Gegenwart schauen, welche Gemeinden nachhaltige positive Entwicklungsschritte machen: dann sind es immer die Gemeinden, die sich in erster Linie als Glaubensgemeinschaften wahrnehmen. Die Kirchgemeinde Bischofszell begrüsst die Besucher ihrer Homepage mit dem Satz „Wir sind der Überzeugung, dass der christliche Glaube entscheidenden Halt im Leben bietet.“

Wichtige Impulse für die oben beschriebene spirituelle Wende im evangelischen Kirchenbewusstsein kommen aus Bereichen, die man bereits verloren glaubte, nämlich aus den weitgehend „entkirchlichten“ Gebieten der Grossstädten und des früheren Ostblocks. Erwähnen will ich hier die Credo-Initiative in Basel, in deren Zentrum die Bibel, das Gebet und eine Beitrittskampagne standen. Und wichtige Impulse kommen vom Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung der Universität Greifswald, ein wichtiger Exponent ist hier Michael Herbst.

Maria und Martha, geistliches Kirchesein, irdisches Kirchesein: Im 16. Jahrhundert hat sich eine Frau in Spanien intensiv mit der Geschichte von Maria und Martha auseinandergesetzt, Teresa von Avila. Und sie bringt die Verbundenheit der Schwestern, die Verbindung von struktureller und spiritueller Arbeit, mit folgenden Worten zum Ausdruck: „Glaubt mir: Martha und Maria müssen beisammen sein, um den Herrn beherbergen zu können und ihn bei sich behalten zu können. Wenn sie nicht beisammen bleiben, wird er schlecht bewirtet sein und ohne Speise bleiben.“

Pfr. Markus Anker, Pfarramt an der Universität St. Gallen HSG;
markus.anker@unisg.ch